

neben dem Weihbrunnkessel aus eitel Silber gefest.

Schön war ja die alte Dornhäfcher Christel niemals gewesen, seit ihr aber zu Lichtmeß der letzte Zahn ausgefallen, ging das runzliche Gesicht ganz zusammen, wie ein vertrockneter Apfel.

Klein, hager und von harter Arbeit gebüht, watschelte die Alte durch die Räume. Zwar waren ihre Kleider immer sauber geflickt, aber staubig vom Mehl; die Füße steckten in mächtigen Dingern, welche halb „Endelpatschen“ (Pantoffeln), halb Schuhe waren.

Ueber die straffen, eisgrauen Haare war ein buntes Seidentuch gebunden, zu dem an sonnigen Tagen ein verwitterter Strohhut kam.

Um den Hals aber trug Christel an schwarzer Schnur ein Amulett — das Bildnis der „Heiligen Cäcilia“, das ihr der alte Bechtaler einmal aus Innsbruck mit vom Christkindelmarkt heim gebracht hatte.

Mit mißtrauischen Blicken, knurrig und knorrig wie ein Ahornstumpf, der nicht zum Ausrodern ist, schielte sie dem Mädchen durchs Gehöft nach. Sehr bald jedoch wurde sie inne, wie leicht und unverdrossen die „Neue“ schaffte und wie flink und sauber ihr alles von der Hand ging. Trotzdem verschwand das Mißtrauen und die üble Laune bei der Christel nicht. Und daran war die Eva wirklich selbst nur schuld.

Mit garnicht freundlichen Augen oder einladenden Mienen empfing die Alte die neue und, wie sie meinte, aufgedrungene Gehülfin.

Nur der strikte Auftrag der Benedictus-Müllerin: „Vertrag's Enk, und tut's mir mei Sach' in christlichem Frieden und Ehren richten“, nur dieser halbe Befehl hatte die Christel vermocht, einen Teil der Arbeit der Eva zu überlassen.

Nach dem Abendessen, wenn die Zwei allein in der großen Kuchel (Küche) oder hinter dem Hause neben dem Gatterl saßen und das staubige Troad (Getreide) siebten, hatte die Christel ein paar Mal es versucht, ihre neue Gefährtin über deren Verhältnisse, Zugehörige und Vergangenheit auszuforschen.

Die Eva arbeitete aber um so eifriger, und über ihre roten Lippen kam kein Sterbenswörtel mehr, als sie der Müllerin über all Das Auskunft gegeben hatte. Und Das war der neugierigen Alten zu wenig.

„Ahan —! Also, a Heimliche!“ grollte die Christel ingrimmig in sich hinein. „Wenn ich mich net vergach (irre), so hat da Deant irgend was ang'stellt, oder was Schreckliches auf der Seele! So wahr, wie ich ane glückliche Sterbestunde verhoff — mit dem blassen Madel tun wir no was ganz Besunderes derleben!“

Und noch einer war da, der die Eva auf Schritt und Tritt beobachtete, wenn auch aus einem anderen Grunde. Das war der Loidel, der Altgesell, der die Mühle bediente, seit der Bechtaler am Behrfeber gestorben.

Es war ein stämmiger, untersehter Bursche von kaum dreißig Jahren, mit blassem, sommersprossen-übersäetem Gesicht und fuchsröttem Haar, nicht unschön, doch mit seltsam tiefstehenden Augen, hatte der Loidel bei den Sankt Barbaraer Madeln bisher wenig Glück gehabt.

Das kam daher — er konnte nicht reden — das heißt, reden schon, doch nicht schlagfertig, nicht zu rechter Zeit, niemals dann,

wenn etwas von Wichtigkeit auf dem Spiele stand.

So ein „Tschapperl“ (Schaf) mochten die Deandeln nun einmal nicht.

Aber auch trinken konnte und spielen mochte der Loidel nicht; und so war auch bei den Burschen und Männern für ihn kein Platz.

Das Hänfeln und Spotten war ihnen aber vergangen, als bei der letzten Kirchweih der Loidel im „Floriani-Wirtshaus“ zwei der höhrenden Burschen mit den Köpfen aneinander geschlagen und dem Riesen Keuschner das Nasenbein glatt weggedrückt hatte.

Still und verschlossen, mürrisch seine Arbeit verrichtend, lebte der Loidel so eingezogen in der Benedictus-Mühle.

Da kam die Eva ins Haus — und wie die aufgehende Sonne die rauhen Bergfegeln in rosigem Lichte erglühen macht, so ging mit dem Altgesell eine ganz merkwürdige Veränderung vor sich.

Auffällig still, mehr wie sonst noch, blieb der Loidel wohl auch, aber er brachte seine Augen nicht mehr fort von der lieblichen Gestalt der Eva, und seine sehnsüchtige Blicke folgten jeder ihrer Bewegungen.

Und g'schäftig (zutunlich) zeigte er sich dem Deandl, 's war nicht zum sagen: das Wasser half er ihr aus dem Brunnen ziehen und nahm ihr die schweren Arbeiten völlig ab. Und am Sonntag gar, wo es sein Leibgericht, Speckknödel mit Kapuzelsalat gab, vergaß der Loidel, zum größten Erstauen der alten Christel, einmal ums andere aufs Essen ganz.

„O, du dumme Kreatur von a Mannsbild,“ dachte die Christel ingrimmig, „weils a Junge is, tätst d' rein dein bissel Verstand einbüßen!“

Die Eva tat, als bemerke sie des Altgesellen Zuborkommenheit garnicht; aber sie hielt sich näher zur Christel, obgleich die Alte, giftig wie eine Spinne, ihr das Dasein redlich erschwerte, wo sie nur konnte. Eine innere Stimme sagte dem Mädchen, daß sie die wachsende Neigung des finsternen stillen Loidel mehr zu fürchten habe, als die polternden Zornesausbrüche der stets unzufriedenen Christel Dornhäfcher.

Es war an einem Sonntage, als die Benedictus-Müllerin einen Brief durch den dicken Jörgel, den kleinen Botengänger empfing.

Mit einem halbunterdrückten Jubelschrei preßte sie das Blatt an ihre Lippen.

„Er kommt — endlich — Martin! Ach Martin!“

Hochrot vor Glück und Freude eilte die Broni Bechtaler hinaus in die Kuchel: Die Christel solle ein feines Abendessen richten und das Beste, was im Hause sei, aufstischen. —

„Himmel! was ist denn los?“ rief die Christel und ließ vor lauter Neugierde den Faden am Spinnradel reißen. Die Bechtalerin war verschämt wie ein sechzehnjährig Deandl.

„Mein Spieltamerad, der Rekel-Martin, is Förster worden zu Innsbruck und kommt mich auffuchen —“

„Also — ein' alte Liab?“ fragte die Christel forschend.

„Geh' zua! Der Martin is bei meinem Batteren aufgewachsen und zwar auf der Forstschulen, als ich den Bechtaler nehmen muß, wie's die lieben Eltern verlangten. Seit den drei Jahren, die ich nun Wittib bin, haben wir uns net gesehen, mit keinem

Aug' —“ Gleich darauf brach die Broni im kleinen Hausgarten die wenigen Pfingstnägeln und Schneefatherln (Schneerosen) und tat sie zu einem schönen Buschen zusammen. Auf dem harten Bergboden geht nicht viel auf, und das Wenige schießt auch noch ins Kraut.

Dann kramt sie in Truben und Kästen, nimmt das feinste Linnen, das Putzgeschirr und ein helles Gewand für sich heraus — kleidet sich an und mustert sorgsam vor dem Spiegel ihre stattliche Figur.

„Ach — nur eine Hand voll Jahre möchte sie weniger zählen — der Martin, ihre erste einzige Lieb' ist kaum fünfunddreißig — wird sie ihm noch gefallen? Trägt er die alte treue Liebe noch im Herzen, die er all die Jahre bewahrt, wie er ihr geschrieben?“

Im Festtagsputze harrt sie seiner, und wer die sonst so bedächtige und zurückhaltende Benedictus-Müllerin erregt und glührot durch alle Räume des Gehöftes laufen sah, hätte sie kaum wiedererkannt.

Noch war der blinkende Abendstern nicht über den steilen Schrefen (Regel) erschienen, als der Erwartete eintraf.

Kruzinejer! Wie da die Sankt Barbaraer Madeln schauten!

Das muß man sagen — der Martin Rekel war ein schmucker, stattlicher Mann, dem die Gesundheit und der ehrliche Sinn aus den Augen lachten.

Zitternd und hochklopfenden Herzens stand die Broni vor der Tür der Mühle — mit welchen Augen wird er sie betrachten? — Sie ist nicht mehr das hohe, magere Deandl von ehemals. Ihre Befürchtungen schienen ganz überflüssig.

„Sacra — Broni! Bist du fesch und mollet (voll) worden!“

Bei einem Schmarren mit grünem Salat, frischgebackenem Brote, Ziegenkäse und einem Schoppen guten Gebirgsweine, ehrlich und fröhlich, wie es einem Jägersmann geziemt, begann der Martin geradenwegs auf sein Ziel loszupürschen.

„Schau Broni — wie mir ums Herz ist, das weißt du! Ich hab' schon glaubt, ich müßt vor Schmerz vergehen, als ich dein Abschiedsbriefel kriegte, und vernahm, daß mir der wohlhabende Bechtaler mein' goldigen Schatz wegfishete! Allein — wie konnte ich armer Jägerbursche ans Heiraten denken. Und als ich dich mit deinem Seligen bei der Goldhochzeit der Eltern im Vaterhause wiedersah und die sehnsüchtigen traurigen Augen, die du nach mir sandtest, da kam die Verzweiflung und ein unbändiger Zorn über mich.“

Martin Rekel tat einen kräftigen Zug aus dem Schoppen.

„Aber als ich hörte, daß der Bechtaler das Zeitliche gesegnet und die Broni als Erbsch kein Kind in ihre Arme schließen konnte, da hab' ich — Gott verzeihe mir die Sünd'! — aufgezubelt und habe mich bemüht um eine Försterstelle — es hat lang gedauert; nun aber, Broni, nun bin ich da und frag mich an, ob die alte Liab' noch in deinem Herzen lebt?“

Fast zaghaft und wehmütig kam es von den Lippen der Broni:

„Geh', magst mich denn noch? Und bin ich dir net zu alt und zu schieh (häßlich) worden? Ich trau mich garnicht, an das Glück zu denken, dein Weib noch zu werden, mein Martin.“

Statt aller Antwort schloß er sie in seine Arme. (Schluß folgt.)